Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 113 (1987)
Heft: 29

Artikel: Der Maler und sein Modell
Autor: Regenass, René / Barth, Wolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-616902

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ILLUSTRATION: BARTH

Der Maler und sein Modell

Als er aufwachte, wollte er sich nicht mehr erinnern. Irgend etwas war schiefgelaufen. Mühsam hob er die Augenlider, sah zur Staffelei hinüber. Doch mehr als Farbkleckse vermochte er

Von René Regenass

nicht zu unterscheiden. Er tastete nach seiner Brille. Einen Augenblick lang zögerte er, unschlüssig, ob er sie aufsetzen sollte oder nicht. Eine dumpfe Scheu hielt ihn davon ab. Oder war es die Furcht, auf der Leinwand eine Entdeckung zu machen, die ihn aufs neue verletzt hätte? Vielleicht.

Erst jetzt bemerkte er, dass ein Rolladen noch halbwegs geschlossen war. Das Licht, das schmal hereinfiel, hellte nur den unteren Teil der Staffelei auf, liess die obere Hälfte im dämmrigen Schatten des Raumes. Auch mit der Brille hätte er nicht viel mehr gesehen.

Er streckte sich ein paarmal, wischte sich mit der Hand über die müde Stirn. Nein, es war kein Kater, der ihn plagte. Eher schien es ihm eine allgemeine Erschöpfung zu sein, ein schmerzhaftes Empfinden, das ihn erfasst hatte und lähmte.

Nun erinnerte er sich doch, sein Gehirn verlangte danach, liess sich nicht befehlen, zu vergessen. Von einem Schock müsste er eigentlich reden, würde ihn jemand fragen, warum er so zerschlagen, ja vernichtet bis ins Innerste auf der Couch seines Ateliers lag, mehr tot als lebendig. Nur sein Kopf gönnte ihm keine Ruhe, das war das Grausame an der Situation. Wie froh wäre er gewesen, nicht sein Körper hätte versagt, sondern der Kopf. Hohl und leer wünschte er ihn sich. Dann hätte er sich wieder zurechtfinden können; nur mit den gewohnten, täglich ausgeführten Bewegungen, die zu den unvermeidlichen Verrichtungen nötig wären. So aber fesselte ihn dieser Zustand auf die Couch, während seine Gedanken ihm diktierten, worüber er nachsinnen sollte.

Langsam, jede Bewegung eine Qual, versuchte er, sich zu erheben. Er liess seine Beine über die Kante fallen, stützte sich mit dem rechten Ellbogen ab, um den Oberkörper aufzurichten. Schon musste er eine Pause einschalten. Wieder kostete es ihn eine schier unmenschliche Überwindung, damit er sein Vorhaben weiter ausführen konnte. Er drückte den rechten Arm durch, nahm den

andern zu Hilfe, um so ein Kippen zu verhindern. Sachte stellte er die Füsse auf den Boden, als müssten sie auf unwegsamem Gelände einen Halt finden. Noch war er nicht sicher, ob die Beine, sobald er aufstünde, nicht einknickten. Kraftlos hingen sie über die Couch, nur zufällig mit den Füssen verbunden. Sorgsam und ängstlich prüfte er die Standfestigkeit, indem er nicht auf einmal, statt dessen nach und nach das Gewicht auf die Beine verlagerte. Wankend hatte er es endlich geschafft. Nun musste er ein paar Schritte wagen. Steif schob er ein Bein nach vorn, zog das andere nach. Auf diese Weise gelangte er bis zum Fenster. Hastig griff er nach dem Rolladen und stiess ihn hinauf. Das Licht blendete ihn, er musste die Augen schliessen.

Und da waren die Bilder wieder, jene, die er vergessen wollte. Sie liefen vor ihm ab, ein Film im Rahmen des Fensters, in umgekehrter Reihenfolge kamen die Ereignisse auf ihn zu, flüchteten bis zu jenem Punkt, wo er noch sagen konnte: Es ist alles in Ordnung. Unfähig, die Bilder zu tilgen, musste er mit ihnen den Weg und alle Schrecknisse abschreiten. Dass sich alles rückwärts abspielte, machte das Geschehen nicht weniger schlimm.

Doch er konnte nichts dafür, ihn traf keine Schuld. Wie hätte er das Unheil aufhalten sollen, wenn es sich überhaupt nicht ankündigte, über ihn hereinbrach wie ein Unwetter? Es war von ihm nicht und wäre wohl auch von niemand anders sonst vorauszusehen gewesen, dass die Stimmung so schnell umschlüge. Die Überraschung war vollkommen; willenlos lieferte er sich der Auseinandersetzung, die sich weitgehend stumm vollzog, aus. Jedes Wort wäre sowieso ein Wort zuviel gewesen.

Noch nie zuvor war ihm ein Mensch begegnet, der allein mit seinem Gesicht derart zu reden verstand, jede Regung des Gemüts, von Verwunderung über Widerwillen bis hin zum blanken Hohn und Hass nur mit der Mimik ausdrückte, besser, als ein gesprochenes Wort es fertiggebracht hätte. Jede Nuance sass, traf ihr Ziel mit der gewollten Absicht. Selbst als er sich schützend kurz abwandte, sah er dieses Gesicht vor sich, die einzelnen Muskeln, die wie Fäden bei Marionetten die ganze Skala der Gefühle lenkten. Es war ein steinernes, versteinertes Gesicht, das sich darunter verbarg; ähnlich einer Kautschukmaske, die über den Kopf gestülpt wird, um eine andere, fremde Person darzustellen, hatte sich ihr zweites Gesicht darübergelegt. Und nur diese Gummimaske war es, die sprach.

Diese Beobachtung hatte ihn solchermassen verwirrt, dass er seinerseits erstarrte, das Gefühl hatte, sein Blut gerinne in den Adern.

Der Wechsel von dem ausdrucksstarken zum andern, marmorkalten Gesicht kam jeweils so plötzlich, dass ihm allein diese Verwandlung schon die Sinne betäubte, ihn unfähig machte zu reagieren. Vergebens versuchte er, den Bann zu brechen. Einen einzigen, knappen Satz brachte er in seiner zunehmenden Betroffenheit hervor: Es ist ein Irrtum.

Ihre Antwort war vernichtend. Sie zog eine Augenbraue hoch, nur eine, die linke – so genau hatte sich ihm alles eingeprägt –, zwei oder drei Sekunden lang zuckten ihre Mundwinkel. Dieses Zusammenwirken zweier Gebärden fegte ihn bereits zu Beginn der Sitzung als Person wie auch als Künstler ins Nichts.

Er zitterte jetzt noch am ganzen Leib, und das war nicht etwa ein Schwächeanfall, das war mehr, viel mehr: Sein Körper bestand seit der Begegnung mit dieser Frau bloss noch aus Hülle. Er war eine lebende Mumie, innen ausgehöhlt, leergeschabt vom Skalpell ihrer Blicke. Er machte sich nichts vor: Sie hatte ihn hypnotisiert, seinen Willen gebrochen.

Der Gedanke, was wäre, wenn sie wieder auftauchte, fuhr ihm so in die Glieder, dass er schwankte wie ein Halm im starken Wind, nur war er nicht so biegsam. Er kroch – ja, er kroch! – zurück zur Couch, wälzte sich mit letzter Kraft hinauf.

Als er zum zweitenmal aufwachte, schien sich sein Zustand leicht gebessert zu haben. Seine Erinnerung setzte nun dort ein, wo diese merkwürdige Geschichte begonnen hatte: beim Inserat in der Zeitung. Er hatte ein Modell gesucht. Aus verschiedenen Gründen wollte er sich nicht an die Kunstakademie wenden. Es meldeten sich schliesslich drei Frauen. Dass seine Wahl ausgerechnet auf diejenige fiel, die ihm dann solche Schwierigkeiten bereitete, war kein Zufall. Diese Frau dünkte ihn besonders geeignet. Sie war nicht mehr jung, etwa Mitte Vierzig, ihr Körper stand an der Schwelle des Alterns, ohne die Jugend schon verlassen zu haben. Ihr Gesicht wies die Zeichen durchlittener Niederlagen auf, wirkte aber nicht verbittert. Eine Mischung im Ausdruck zwischen Femme fatale und unverdrossener Naivität. Auch ihre Stimme nahm ihn für sie ein, obwohl das gar keine Rolle spielte; als Modell musste sie ja nicht reden. Doch, es ergab sich eine gewisse Sympathie, die er brauchte, um beim Malen nicht ständig eine innere Schranke überwinden zu müssen. Ausdruck und Körpersprache der Frau würden ihn daran hindern, in ein plattes Porträt zu verfallen.

Wie sie nackt vor ihm stand, stellten sich allerdings erste Bedenken ein; anderer Art jedoch als die, welche ihn später immer hartnäckiger bedrängten. Sie zeigte eine glatte Unberührbarkeit, eine distanzierte Kühle, dass er befürchtete, seine Eingebung würde gehemmt, er gelange nicht über eine oberflächliche Studie hinaus. Keine Regung, keine Empfindung vermochte er an ihr zu entdecken. Wider Erwarten kam er aber gut voran. Die Striche mit dem Kohlestift gerieten prägnant, näherten sich zusehends der Frau, nicht nur ihrer äusseren Erscheinung. Er hatte sogar den Eindruck, er sei ihren Gedanken und Eigenarten, ihrem bisherigen Leben auf der Spur.

Sie schien nicht müde zu werden in ihrer Haltung, unbeweglich wie eine Plastik verharrte sie. Heute musste er sich fragen, weshalb er nicht gemerkt hatte, dass sich dahinter nichts anderes als die Unbewegtheit ihrer Seele verbarg.

Bald legte er die Kohle beiseite und nahm den Pinsel. Jetzt offenbarte sich ihre Unnahbarkeit vollends; auf eine seltsame Weise enthüllte sie sich ein weiteres Mal, ohne sich preiszugeben, etwas von sich zu verraten. Sie entwand sich ihm, als hätte er unbedacht nach ihr gegriffen, wären seine Bemühungen reine Neugier. Er mischte die Farben mit immer grösserer Eile, doch auf der Leinwand verwandelten sie sich zu nichtssagenden Flächen. Sie entglitt ihm, verweigerte sich seinen Anstrengungen. Ihm schwebte kein realistisches Bild vor, das wäre einfach gewesen. Vielmehr suchte er ihr Inneres, und das galt nicht allein dem Ausdruck, der sich mehr und mehr hinter der Maske verflüchtigte; er musste eine Farbe finden für ihren Körper, eine Farbe, die blosslegte, was sich dem Betrachter entzog. Da war etwas Irisierendes, Chamäleonhaftes; nicht hell, nicht dunkel, weder matt noch glänzend. Und immer tiefer verstrickte er sich in dieses Vexierbild einer Landschaft, deren übliche Bezeichnung «Haut» nur unzulänglich wiedergab, was alles in diesem Fall damit gemeint war. Endlich glaubte er, die Farbe gefunden zu haben: eine Grundschicht Weiss, darüber, bevor sie trocknete, ein Resedagrün, gemischt aus Blau und Gelb. Für den Hintergrund wählte er einen ähnlichen Ton, so dass der Körper beinahe schwerelos darin eintauchte. Den Kopf liess er deutlicher hervortreten, ein Medusenhaupt, das gleichsam in einem Meer von Algen schwamm.

Er wollte gerade den Pinsel hinlegen, Schluss machen mit der ersten Sitzung, da sprang sie aus ihrem Standbild heraus, stellte sich vor die Staffelei.

Und das soll mein Porträt sein? zischte sie, holte Atem und rief: Du Anfänger, du hilfloser Dilettant! Meinst du, für einen solchen Schwachsinn ziehe ich mich aus? Such dir eine andere dafür!

Es war kein Schmerz, den er verspürte, eher eine blutlose Leere, die ihn vom Kopf bis zu den Füssen erfasste. Keine Erstarrung, ein Verlassen aller Kräfte und Gedanken. Er fühlte sich wie ein gehäutetes Tier, dessen Fell nun auf dem Boden lag.

Dann musste er ohnmächtig geworden sein.

Er setzte seine Brille auf und blickte auf die Leinwand. Das noch unfertige Bild war übermalt, mit wilden Pinselstrichen, jedoch nicht so konsequent, dass es völlig vernichtet gewesen wäre. Die Augen brannten nach wie vor, fixierten ihn, liessen nicht von ihm ab. Er wusste, dass er für lange Zeit nicht mehr malen könnte; erst müsste er diese Augen löschen – auf der Leinwand, in seinem Kopf.

Sie hat dich verhext, murmelte er.

Mit einem alten Laken verhüllte er die Staffelei, das Gesicht dieser Frau. Daraufhin verliess er das Atelier, mühte sich zu seiner Wohnung.

Nach etwa fünf Wochen wagte er sich zum erstenmal wieder in das Atelier. Mit einem Ruck riss er das Tuch herunter. Erschrokken wich er einen Schritt zurück: Die Augen waren erloschen, aschfahl und eingesunken in ihre Höhlen; das Haar, rötlich angedeutet und trotz der Übermalung ebenfalls sichtbar geblieben, war verschwunden, vor ihm befand sich ein kahler Schädel. Durch den geschlossenen Mund schimmerten die Zähne, lang und gelblich.

Ich bin nicht Ophelia, stand quer über die Leinwand geschrieben.

Mit der Entschlossenheit eines Verzweifelten packte er das Bild und stellte es umgekehrt in eine Ecke. Dort sollte es ruhen, bis er die Kraft fände, es endgültig zu übermalen. Doch schon am nächsten Tag holte er es wie unter einem Zwang wieder hervor und befestigte es auf der Staffelei. Aus dem Gedächtnis heraus begann er, das Bild zu rekonstruieren. Die Schrift liess er stehen.

Eine innere Stimme sagte ihm, dass er sich mit diesem einen Bild, und nur damit, sein Überleben als Künstler gesichert hatte.

Warum also sollte er der Frau nicht dankbar sein?